

Bewegungen lohnenswert erscheinen lassen. Auch die zentrale Rolle der Judenfeindschaft im ländlichen Genossenschaftswesen wird nur am Rande erwähnt.³

Für die Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostmitteleuropas – insbesondere in der Zwischenkriegszeit – bedeuten die Beiträge dieses Sammelbandes zweifellos einen bedeutenden Schritt nach vorn. Insbesondere die vergleichend angelegten Studien lassen überzeugend deutlich werden, wie sehr die Offenheit und das demokratische Verständnis agrarischer Parteien vom politischen und wirtschaftlichen Erfolg abhingen. Aufgrund der genannten Kritikpunkte bleibt jedoch ein durchwachsender Eindruck bestehen.

Berlin

Klaus Richter

³ TORSTEN LORENZ (Hrsg.): *Cooperatives in Ethnic Conflicts. Eastern Europe in the 19th and Early 20th Century*, Berlin 2006.

Alexander Maxwell: Choosing Slovakia. Slavic Hungary, the Czechoslovak Language and Accidental Nationalism. (International Library of Political Studies, Bd. 37.) Tauris Academic Studies. London 2009. XI, 262 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-84885-074-3. (€ 73,99.)

Die Geschichte Ostmitteleuropas in den letzten zwei Jahrhunderten wird zumindest von Teilen der historischen Forschung als geradezu paradigmatische Bestätigung für die Wirkungskraft des Nationalismus wahrgenommen. Der Zerfall der dynastischen Großreiche infolge des Ersten Weltkriegs schien in der Region die allgemeine Entwicklung zu „Nationalstaaten“ zu besiegeln. Dieser Tendenz, die durch den Zweiten Weltkrieg lediglich unterbrochen worden sei, habe der Umbruch von 1989 endgültig zum Durchbruch verholfen, wie nicht zuletzt der Zerfall der Tschechoslowakei nahe legt. Eine solche Sicht wird von einem der bekanntesten Theorieansätze der neueren historischen Nationalismusforschung gestützt. Miroslav Hroch zufolge verlaufen Prozesse der Nationsbildung nach einem linearen, dreistufigen Schema: Die Nationalismen werden von nationalistischen Intellektuellen entworfen, ihre Ideen dem breiten Volk nahegebracht und schließlich von diesem sich angeeignet. Angeregt durch weitere „modernistische“ Forschungsansätze (Eric Hobsbawm, Ernest Gellner, Benedict Anderson), die den Nationalismus als Nebenprodukt von Modernisierungs- und Homogenisierungsprozessen verstehen, wird in den letzten Jahrzehnten allerdings die angebliche Erfolgsgeschichte ostmitteleuropäischer Nationalismen neu bewertet. Dass gerade deren Herausbildung von Hybriditäten, Brüchen, Diskontinuitäten geprägt war, legt der Historiker Alexander Maxwell in seiner Monografie über den slowakischen Fall überzeugend dar.

Die Slowaken, das zu nationalisierende „Volk“, bewohnten seit Jahrhunderten die Nordgebiete des multiethnischen Königreichs Ungarn. Den diskursiven Rahmen des slowakischen Nationalismus im 19. und Anfang des 20. Jh. bildeten M. zufolge zwei Momente: die „tschechoslowakische“ Sprache der lutheranischen Bildungsschicht, die die Bibel in tschechischer Übersetzung las, und die Loyalität zu Ungarn. Bezug nehmend auf Roger Brubakers Nationalismustheorie beschreibt der Vf. solche multiplen Bindungen und Identitäten als eine „dual nationality“ (S. 69). Diese hätten, so M., die slowakischen Nationalisten nach einer hungaro-slawischen Lösung suchen lassen, die – analog zum böhmischen Austroslawismus – als Minimalforderung die Anerkennung der Mehrsprachigkeit, in letzter Konsequenz jedoch die Föderalisierung des Landes impliziert habe. Diese These legt M. seiner Neuinterpretation der Anfänge des modernen slowakischen Nationalismus („tribalism“, S. 117-140) zugrunde: Da die ungarischen politischen Eliten auf einen ungarisch-magyarischen Nationalstaat und in dessen Rahmen auf die Assimilation der nichtmagyarischen „Nationalitäten“ setzten, beschloss der slowakische Nationalist Ludovít Štúr in den 1840er Jahren, seine ungarische Loyalität unter Beweis zu stellen. Indem er einen vom Tschechischen distinkten slawischen „Dialekt“ zur Schriftsprache der ungarischen Slowaken kodifizierte, schuf er die Grundlage für das moderne Slowakisch, das seit der zweiten

Hälfte des 19. Jh. die Herausbildung der slowakischen nationalen Identität ermöglichte. Der Geltungsanspruch der modernen slowakischen Schriftsprache wurde sogar seitens des tschechoslowakischen Staates anerkannt, der das Slowakische nach 1918 ohne große Diskussion als Unterrichtssprache an den neuen slowakischen Schulen eingeführt hat. Die tschech(oslowak)ischen Eliten, erläutert der Vf., trugen auf diese Art und Weise entscheidend, wenngleich wohl unbeabsichtigt, zur Durchsetzung der modernen slowakischen nationalen Identität bei.

M. gelingt es, in einer souveränen Sprache die weitgehend bekannten Fakten für den Zweck seiner Interpretation zu pointieren. Gleichwohl gibt es auch einige problematische Punkte in der Studie. Zunächst enthält sie keinen zufriedenstellenden Abschnitt zum Forschungsstand, so dass der Vf. behaupten kann, dass in der älteren Literatur über den slowakischen Nationalismus das Problem der „contingency and failure“ nur selten behandelt worden sei (S. 2). Dies trifft jedoch gerade für die neuere englischsprachige Literatur nicht zu, wie schon der Titel von Elisabeth Bakkes Dissertation¹ nahelegt. Eine in Teilen ähnliche Fragestellung wie M. verfolgte übrigens schon 1985 Owen V. Johnson.²

Ein weiterer Einwand betrifft die von M. gewählte Methodologie. Er will zwar den Nationalismus „from below“ im Sinne von „popular reactions to state policy“ (S. 5) untersuchen, aber mit Ausnahme des achten Kapitels über die Bildungspolitik im dualistischen Ungarn zieht er fast ausschließlich Quellen aus dem Umfeld der schmalen nationalslowakischen Intelligenzschicht heran. So weiß man schließlich nicht, womit M. seine Behauptung belegen möchte, dass um 1900 „[t]he dominant national concept among ordinary Slovaks probably [!] remained Hungaro-Slavic“ (S. 164). Der zweiten Hälfte des 19. und den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. schenkt der Vf. insgesamt wenig Aufmerksamkeit, obwohl zu jener Zeit die ideologische Ausdifferenzierung der slowakischen Nationalbewegung stattgefunden hat, die die Muster für die Zwischenkriegszeit und darüber hinaus lieferte. Man denke vor allem an den politischen Katholizismus, der für M.s Konzeption des „Hungaroslavismus“ beziehungsweise die theoretische Grundierung des Loyalitätsbegriffs, der diesem zugrundegelegt wird, durchaus relevant gewesen wäre. Die Loyalitäten der slowakischsprachigen Bevölkerung hatten nämlich in erster Linie einen konfessionellen, wenngleich – vor allem bei den Katholiken, der großen Mehrheit der Slowaken – einen zweifellos ungarisch-patriotischen Charakter. Sie wurden erst in der Zwischenkriegszeit, zu einem nicht geringen Teil durch Andrej Hlinkas Slowakische Volkspartei, nationalisiert.

Für diese Monita ist M.s starke Orientierung an sprachhistorischen Ansätzen verantwortlich. Diese hat bei ihm keine Neubewertung der Sozial- und Politikgeschichte des slowakischen Nationalismus zur Folge. Während etwa Johnson den „basic flaw of Czechoslovakism“ in der sozialen Marginalisierung der neuen slowakischen Intelligenz seitens des tschechoslowakischen Establishments sieht³, führt M. dessen Misserfolg ausschließlich auf die Einführung der slowakischen Schriftsprache an den slowakischen Schulen zurück. Die Frage nach den Spannungen beziehungsweise Verflechtungen, die beide Aspekte nach sich zogen, bleibt somit ein Desiderat der historischen Forschung. Nichtsdestotrotz hat der Vf. einen anregenden Beitrag zur Geschichte des slowakischen beziehungsweise ostmitteleuropäischen Nationalismus geleistet. Besonders schade ist, dass das schmale Buch für einen beinahe schwindelerregenden Preis erworben werden muss.

Berlin – Praha

Miloslav Szabó

¹ ELISABETH BAKKE: *Doomed to Failure? The Czechoslovak Nation Project and the Slovak Autonomist Reaction, 1918-38*, Oslo 1999.

² OWEN V. JOHNSON: *Slovakia 1918-1938. Education and the Making of the Nation*, Boulder 1985.

³ Ebenda, S. 329.